

Zeitschrift: Oberberger Blätter
Band: - (1979)

Artikel: Wie den Fürstenländern der Schnabel gewachsen ist
Autor: Bauer, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-946542>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie den Fürstenländern der Schnabel gewachsen ist

Der unter der Hoheit des St.Galler Abtes stehende nördliche Teil des Kantons St.Gallen wurde früher Alte Landschaft und wird bis heute Fürstenland genannt. Seit 1798 sind es nur noch geographische Bezeichnungen, die allerdings viele Gemütswerte in sich tragen, für das Gebiet zwischen Bodensee und Wil, zwischen Thurgau und Appenzellerland. Gegen das Toggenburg ist es wesentlich durch Thur und Glatt (Festlegung durch Freiheitsbrief des Abtes Ulrich Rösch 1471), nach dem Thurgau ungefähr durch die heutige Kantonsgrenze (Festlegung durch die Entscheidungen der Eidgenossen von 1458 und 1459) begrenzt. Im Osten bildete der «Markbach», d. h. der vom Wartensee herab durch Staad fließende Bach, die Grenzlinie; im Westen endete die Alte Landschaft mit Wil, das aber als Äbttestadt eine Sonderstellung einnahm, so dass es kaum zur Alten Landschaft gezählt werden darf, obwohl es ja Sitz eines eigenen Amtes dieser Landschaft war.

Woher der Name Alte Landschaft?

Er wurde möglicherweise schon seit 1468 gebräuchlich, um nämlich die bisherigen Stiftslande, also die alten, von dem neuerworbenen Toggenburg zu unterscheiden. Urkundlich wird der Name Alte Landschaft erstmals 1580 erwähnt, während das 17. Jahrhundert die Bezeichnungen Landschaft und Alte Landschaft wahllos nebeneinander verwendete. Die heute vor allem übliche Bezeichnung Fürstenland – Alte Landschaft tönt in heutigen Ohren

eher etwas historisch-altväterlich – stammt vermutlich erst aus dem 18. Jahrhundert.

Erst spät und sehr kurz ein eigener Staat

Eine eigene Verfassung für die Alte Landschaft gab es nicht, der Fürstabt war unbeschränkter Herr (deshalb wohl der Name Fürstenland) soweit die äbtischen Behörden nicht durch eine Reihe althergebrachter Rechte gebunden waren. Man kennt die Selbständigkeitsbestrebungen der Fürstenländer, die zu verschiedenen Zeiten versuchten, an die Stelle der monarchistischen Gewalt eine demokratische zu setzen, sich eine eigene Regierung zu geben und damit ein eigenes Staatswesen zu werden. Die ersten Versuche erfolgten im Zusammenhang mit der Reformation und dem süddeutschen Bauernkrieg, gelangen aber nicht; erst die Französische Revolution brachte neue Bewegung in die Alte Landschaft, den Boten Künzle als Volksführer, Landrat, Landessiegel und schliesslich 1798 die Abtretung der Regierung durch das Stiftskapitel und in der Folge die sehr kurzlebige «Republik St.Gallen», die dann im Helvetischen Einheitsstaat aufging.

Wie selbständig waren die Fürstenländer sprachlich?

Gelang es also während Jahrhunderten nicht zu selbständiger Staatlichkeit zu kommen, so bestand in der Alten Landschaft zwischen Rorschach und Wil doch stets eine gewisse mündartliche

Eigenständigkeit, mit Einflüssen zwar aus dem Thurgau, dem Toggenburg, der Stadt St.Gallen, aber doch ein unverwechselbares «Föörsteländisch». Ich darf dies aus eigener Anschauung, besser Anhörung bekräftigen, denn als mein Vater 1885 als Vierzehnjähriger nach absolvierter Realschule in Gossau mit seinem Stiefvater zu Fuss über das Breitfeld nach St.Gallen wanderte, um dort eine kaufmännische Lehre anzutreten, geschah dies nicht nur «unter der mehrfachen Auflage von Mahnungen und Glückwünschen seiner Mutter», sondern auch mit einem Schnabel, der «föörsteländisch» gewachsen war. Das hielt mein Vater in einem Erinnerungsbüchlein anno 1935 ausdrücklich fest. Und «Föörsteländisch» hat er zeit seines Lebens, es währte bis 1944, nie verleugnet. In den fast sechzig Jahren seiner neuen Stadtheimat blieb er dem Fürstenland mit allen Fasern seines Herzens, aber auch sprachlich verbunden. So erinnere ich mich, dass er nie nach dem «Fürsteländer», auf den er stets abonniert war, und wie wir Junge, in der Stadt aufgewachsen, ihn mit ü aussprachen, sondern stets nach dem «Föörsteländer» verlangte! Worauf wir ihn mit dem Reim «Föörsteländer – Böörstebender» zu necken pflegten.

In manchem vom Staatsanktgallerdialekt unterschieden

A propos Böörstebender – vieles, was für den Staatsanggaller-Dialekt charakteristisch war und ist, galt und gilt auch für das Fürstenländer-Idiom: Das alte i

wurde da und dort zu e (und blieb es ausgesprochener als in der Stadt), das ü zu ö: Eben Böörstebender, Weenter, Stefel, Schref, Bende. Ein altes au wurde hüben und drüben zu o: Baum/Bomm, Traum/Tromm, Glaube/Globe, Haupt/Hopt. Und ein altes u zu o: Schuld/Schold, Luug/Loog. Kennt aber der Stadtsanktgaller kein überoffenes, also breites ä, so kennt es doch der Fürstenländer: Also Gschlächt – in St.Gallen nur ein mittelloffenes Gschlächt. Und sagt der Stadtsanktgaller offen schnäie, baue, so bleibt im Fürstenland die erste Komponente der Diphtonge ei und ou geschlossen. Auch loorogt der Fürstenländer nicht wie der Sanktgaller mit seinem Halszäpfchen-r, weil man nämlich im Fürstenland ein vorderes oder Zungenspitzen-r spricht.

Hüben Begg, drüben Beck . . .

Der entscheidendste Unterschied der Fürstenländer Mundart gegenüber der stadtsanktgallischen besteht im alten, verdoppelten k, das die alten, stadtbürgerlichen St.Galler mit Kehlartikulation als Beck, Stock, tecke, teenke, tanke, chlocke, die Fürstenländer aber gaumig als Begg, Stogg, tegge, tengge, tange, chlogge aussprachen und aussprechen, sofern sie nicht vom Hochdeutschen beeinflusst vom Zogger bereits zum Zucker übergewechselt sind. Von diesem gg bekommt die fürstenländische Sprechweise denn auch ganz allgemein etwas Gaumiges, Weiches, wiewohl sich natürlich mit dem

Zusammenwachsen von Stadt und Land über die historischen Grenzen hinaus eine starke gegenseitige Abfärbung ergab, so dass man in der Stadt das ehemals nur straubenzellerische, tablatische und fürstenländische Begg und Zogger heute ebensoviel hört wie Beck und Zocker. Letztere bisweilen aber heute auch im Fürstenländischen. Ja, es ist schon so: Einst war es keineswegs dasselbe, was man innerhalb des Weichbildes der alten Stadtrepublik und was man draussen in der Alten Landschaft sprach. Man unterschied sich als Bürger von den fürstädtischen Untertanen vor den Toren nicht nur politisch-konfessionell, sondern auch sprachlich. Die sprachliche Verschiedenheit war wohl die am wenigsten schwerwiegende, obwohl sie in den kleinen und kleinlichen Verhältnissen, die damals herrschten, eine grosse Rolle spielte. So meinte die Stadtbürgerin zur Magd aus dem Fürstenland, die meldete, sie habe gerade auch noch Zogger gekauft: «Gang, red doch nöd so katholisch», weil man eben in den reformierten Bürgerfamilien Zocker und nicht Zogger sagte. Letztes Nachwehen solcher Engherzigkeiten war es, wenn wir als Buben in den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts einander noch «Katholisch – rossbollisch, reformiert – d'Hose verschmiert!» nachriefen.

Übrigens teilt das Fürstenland sein gg anstelle von ck mit dem mittleren und oberen Thurgau, dem St.Galler Oberland, dem Gasterland und dem Glarnerland, während das k ausser in der Stadt St.Gallen und in Appenzell in

den meisten schweizerdeutschen Mundarten beheimatet ist. Es hat etwas für sich, wenn einer das gg damit erklären möchte, dass nach der alemannischen Einwanderung Reste romanischer Bevölkerung in unserer Gegend sich behauptet haben und das gg somit nichts anderes als eine Veränderung des alemannischen k in romanischem Mund bedeute.

«Hüt mues a-n-aalne Fässere gchlogget sii . . .»

Mit dem stadtsanktgallischen chlocke bzw. dem fürstenländischen chlogge beziehen wir uns auf das althochdeutsche klockôn und das mittelhochdeutsche klocken, während das hochdeutsche klopfen auf althochdeutsches klopfôn und mittelhochdeutsches klopfen zurückgeht. Ein Chlogg ist ein Schlag, chlogge ist wiederholtes, kräftiges Schlagen an eine Tür, chlöggle ein behutsames Pochen. Dass chlocke mit ck weit zurückgeht, beweist Vadian, der einmal schrieb: «Er kam mit vil dienern und klocket an das gemach.» Mit etwas sehr Erfreulichem in Zusammenhang steht das chlogge im fürstenländischen Brauch des «Oeppmerle». Wenn man dabei an alle Fässer «chlogget», heisst das soviel wie den Zapfen aufklopfen, um eine Probe des Getränkes kosten zu können. Das tat man nun um den Tag des heiligen Otmar herum, dessen unerschöpfliches Weinfässchen, «Otmars Lägelin», ihn in der Alten Landschaft beim Volke zum Weinheiligen und als solchen zum Gefeierten machte: «Hüt mues a-n-aalne Fässere gchlogget sii, es

isch Oepperlistaag!» Opmer, Oper ist übrigens aus Otmar entstanden, wie öpper aus etwer (jemand), indem die Lippenlaute m und w sich den Zahnlauten assimiert haben und in ihnen aufgegangen sind. Kein rechter Fürstenländer und St.Galler wird heute noch Otmar sagen, sondern im «Opmaar osse». Öpmerle und öperle heisst also St.Otmar feiern, wie bechtele den Berchtold feiern bedeutet. Nüsse und zurückgebliebenes Obst an den Bäumen durften früher übrigens von jedermann im Fürstenland mit einem Stecken heruntergeholt werden. «Abechlogge» sagte man dem, und «aachlogge» tat man früher mit dem Türklopfer, und der hiess in der Alten Landschaft Chlogger, während er im alten St.Gallen Chlocker genannt wurde.

Kehren wir nun vom typisch fürstentländischen chlogge, das stellvertretend für andere mundartliche Besonderheiten herausgenommen wurde, zu etwas der Alten Landschaft und der Stadt Gemeinsamen zurück, nämlich zur Tatsache, dass die Appenzeller ein bisschen auf beide herunterschauen und sich über beide mokieren. «Gällerle» heisst bei ihnen reden und tun wie ein Galler, also ein Städter oder Fürstentländer. So lang ist's auch nicht her, dass zwischen dem Appenzellerland und dem Fürstenland noch konfessionelle Ressentiments und Unvertrautheiten mitspielten – heute dürften sie endgültig verschwunden sein – die etwa so zum Ausdruck kamen: Neckten sich da ein Herisauer und ein Gossauer des Glaubens wegen, sagte der Gossauer, die Reformierten seien halt nur die

blaue Milch, die Katholischen aber der Rahm obenauf. Meinte der Herisauer, der Teufel fresse aber viel lieber den Rahm als die blaue Milch!

Ja, der Teufel steckt nicht nur im Milchkrug, sondern, wie man weiss, überhaupt in den Details, den sprachlichen und mundartlichen ganz besonders. Aber auch viel Interessantes steckt darin. Und so gäbe es im Zusammenhang damit «wie den Fürstentländern der Schnabel gewachsen ist», noch viele Details auszubreiten und zu untersuchen. Was hier zusammengetragen wurde, möge als eine unvollständige kleine Kostprobe gelten, der später einmal etwas Ausführlicheres folgen soll.

Hermann Bauer